

1. Queere Jungenarbeit

Wenn eine größere Gruppe Menschen das Bild eines Jungen zeichnen und sich eine Geschichte zu diesem ausdenken sollte, welche Jungenbilder würden entstehen? Wäre ein gehörloser Junge dabei? Ein als weiß und herkunftsdeutsch beschriebener Junge? Ein Junge, der seiner Schwester etwas zu essen macht? Ein Klimaaktivist? Wäre ein Junge dabei, der bei Geburt als weiblich eingeordnet wurde? Wäre eine Jugendliche dabei, die als Mädchen leben und anerkannt werden will, aber von allen als Junge wahrgenommen wird – und sollte sie überhaupt dabei sein? Wie alt darf – oder muss – man eigentlich sein, um als Junge gelten zu können?

Diese und andere Gedanken ergeben sich, wenn man Jungenarbeit mit einer queeren und diversitätssensiblen Perspektive denkt. In den Blickpunkt geraten dann normative Begrenzungen und Ausschlüsse im Umgang mit Jungen ebenso wie Momente der Freude und Verbundenheit jenseits hegemonialer Männlichkeit. Jungenarbeit kann daher „queer“ als Inspiration nehmen, um mit Jungen in Kontakt zu kommen.

Begriffserkundung

Queer war lange Zeit ein Schimpfwort im englischsprachigen Raum für Personen, die bürgerlichen Normen von Geschlecht, Sexualität und Lebensweise nicht entsprachen – insbesondere Schwule, Lesben und trans* Personen. Doch diese haben sich den gegen sie gerichteten Begriff angeeignet und daraus Kraft gezogen. So wurde Queer in den 1980ern in den USA zu einer Selbstbezeichnung derjenigen, deren Lebensweise im Widerspruch zu einer normativen Regulierung und hierarchischen Ordnung von Menschen und ihren Beziehungen zu sich und anderen standen. Im damaligen Kontext der AIDS-Krise, des Aufstiegs der religiösen Rechten und des neoliberalen Umbaus des Sozialstaats skandalisierten queere Aktivist_innen die gewaltvollen Ausschlüsse derer, die nicht in die Ideale einer eindeutigen Geschlechtsidentität, einer heterosexuellen Orientierung, einer ‚sauberen‘ Sexualität und einer ‚anständigen‘ Lebensweise passten. Solche Ideale legitimierten die Diskriminierung und Marginalisierung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und trans* Personen ebenso wie von alleinerziehenden Müttern oder Sexarbeiter_innen. Besonders betroffen davon waren arme und schwarze Queers (vgl. zum Kontext dieser Begriffsentwicklung Laufenberg 2020).

Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Pädosexuelle Personen werden nicht unter den queeren Regenschirm subsumiert. Bei aller Kritik an Normierungen von Sexualität wären Forderungen nach einer auch altersbezogen freien Sexualität nicht vereinbar mit queerer und diversitätssensibler Pädagogik. Die sexuellen Bedürfnisse von Kindern einerseits und von Jugendlichen und Erwachsenen andererseits sind miteinander unvereinbar und die Abhängigkeit von Kindern gegenüber Älteren sowie ihre noch nicht ausgebildeten Fähigkeiten zur Einschätzung der Konsequenzen ihrer Handlungen verhindern eine Selbstbestimmung von Kindern in sexuellen Interaktionen mit Jugendlichen oder Erwachsenen (vgl. ebd., S. 284 ff.) – doch genau eine solche Selbstbestimmung ist Ziel queerer Pädagogik. Assoziationen von queer mit sexuellem Missbrauch finden sich derzeit lediglich innerhalb rechter Strategien zur Diffamierung vielfaltsorientierter Politik (vgl. Diskursatlas Antifeminismus 2019).

Queer und Jungen

Aus queerer Perspektive ist mit Blick auf Jungenarbeit zunächst zu fragen, wer überhaupt als Junge zählt. Eine Antwort könnte sich am Recht auf geschlechtliche Selbstbestimmung orientieren, wie es z. B. in den Yogyakarta-Prinzipien als Menschenrecht definiert ist (Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2008). Jungen sind dann all diejenigen, die sich als solche begreifen. Hinzu kommen aber auch diejenigen, die sich vielleicht nicht als Jungen erleben, aber von anderen so gesehen und auch behandelt werden. Nach Stuve und Debus (2012b) erleben alle, die als Jungen anerkannt werden wollen oder

von ihrem Umfeld als Jungen gesehen werden, Männlichkeitsanforderungen. Diese haben verschiedenste Gestalt; ihr gemeinsamer Nenner wird mit Begriffen wie Souveränität oder Überlegenheit beschrieben: Wer ein Junge sein will/soll, der soll sich selbst und anderen gegenüber cool, sicher, unangreifbar, nicht schwach sein. Das kann man durch körperliche Stärke erfüllen, durch ironische Kommentare, durch das Unterdrücken von Weinen und vielem mehr; und selbstverständlich gibt es allerlei Abweichungen und Widersprüchlichkeiten sowie kulturelle Differenzen. Was für die einen (un-)männlich ist, ist für die anderen kein Widerspruch. Friseurstätigkeit, Gepflegt-Sein, Zurückhaltung – für all das und vieles mehr gibt es je nach Kontext akzeptable und weniger akzeptable Formen, die einem wahlweise Zugehörigkeit und Anerkennung verschaffen oder dem Risiko von Spott und Ausgrenzung aussetzen. Ebenso kann es ein Zuviel an Männlichkeit geben, was wiederum insbesondere gesellschaftlich Marginalisierten vorgeworfen wird, wenn sie die Grenzen des Legitimen überschreiten. Selten wird danach gefragt, inwiefern diese Grenzüberschreitungen auch etwas mit einem Mangel an Ressourcen zu tun haben, die einen Menschen beispielsweise auf den Körper als einziges Mittel zur Gewinnung von Anerkennung zurückwerfen.

Wenn Männlichkeit zunächst als eine kulturelle Anforderung verstanden wird, die manchmal als Einladung daherkommt, manchmal als Aufforderung und manchmal als Zwang, dann ist sie nicht etwas, das zu Jungen gehört. Die Vorstellung, dass Jungen eine männliche Identität anstreben (bei deren Entwicklung sie die Unterstützung von Jungenarbeit benötigen), ist von queerer Perspektive aus problematisch. Denn diese Vorstellung geht davon aus, dass Jungen die Anforderung, eine kohärente Geschlechtsidentität auszubilden, umstandslos annehmen. Doch die Auseinandersetzung mit Geschlechternormen ist von Ambivalenzen und Konflikten gekennzeichnet (vgl. Stuve und Debus 2012a) – es braucht keine Identität als trans* oder nicht-binär, um in Konflikt mit Ideen von männlicher Identität zu stehen.

Dementsprechend betrifft queer nicht nur schwule, bisexuelle, intergeschlechtliche und transgender Jungen, sondern alle Jungen in den Momenten, in denen sie sich der Regulierung mittels Geschlecht und Sexualität entziehen wollen oder von diesen Regulierungen verletzt werden. Derlei Verletzungen gibt es zahlreich, und so stellen Angst vor und Scham über das Verfehlen von Geschlechter- und Sexualitätsnormen verbreitete Gefühlslagen von Jungen dar.

Queer und Jungenarbeit

Für Jungenarbeit ergibt sich aus queerer Perspektive zum einen die Frage, wer ihre legitimen Beteiligten sind. Das umfasst nicht nur die Kriterien, die jemand erfüllen muss, um ein konkretes Angebot nutzen und angstfrei genießen zu können. Es geht auch darum, wessen Perspektiven in Konzepten der Jungenarbeit berücksichtigt sind. Immer wieder wird implizit an cisgeschlechtliche Jungen gedacht, d. h. Jungen, die sich mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren, sowie an heterosexuelle Jungen. Trans* und Inter* Lebensweisen sowie nicht-heterosexuelle Begehrendynamiken kommen in Programmatiken über Jungenarbeit nicht immer vor, auch andere Themen wie etwa Homoerotik im Sport, Freundschaften mit queeren Personen oder Impotenz sind marginalisierte Themen (vgl. Rieske 2014). Jungenarbeit hat jedoch die Aufgabe, (sichere) Bildungsräume unter anderem für queere Jungen zu schaffen und kann, wenn sie sich dieser Aufgabe (selbstverständlich die Interessen und Kompetenzen von Adressaten berücksichtigend) widmet, spannende Erfahrungen ermöglichen.

Auch auf Seiten des Personals ist die Frage nach legitimer Beteiligung zu stellen. Jungenarbeit wird vielfach als geschlechtsbezogener Ansatz in der Arbeit männlicher Fachkräfte mit Jungen oder männlichen Jugendlichen in Pädagogik und Sozialer Arbeit verstanden. Doch wenn man Jungenarbeit aus der Perspektive von Jungen denkt, dann rücken ihre konkreten Bedürfnisse in den Vordergrund.

Diese können den Kontakt zu männlichen Personen einschließen, sind aber nicht darauf reduzierbar. Auch die Auseinandersetzung mit Personen aller anderen möglichen Geschlechtszugehörigkeiten können für sie bedeutsam sein; nach Gewalterfahrungen sind sie zeitweise vielleicht sogar besonders wichtig (Busche 2010). Wichtig ist, dass sich Pädagog_innen mit ihren eigenen Ängsten vor Diskriminierung und Gewalt auseinandersetzen, ebenso mit ihrem eigenen Verhältnis zu Männlichkeitsanforderungen und ihren Geschlechtsinszenierungen.

Pädagog_innen haben eine eigene Anerkennungsgeschichte, die das pädagogische Handeln stark prägen kann, wenn sie unreflektiert bleibt. Kann ich einen Boxkampf unter Jungen akzeptieren und professionell begleiten, auch wenn mich dieser an meine eigenen sportlichen Niederlagen erinnert? Kann ich die normenkonformen Anteile meiner Selbstinszenierung wahrnehmen und bin ich dazu bereit, weniger konforme Anteile zu zeigen, um den Raum des Erlaubten beispielhaft zu öffnen?

In der Geschichte der Jungenarbeit sind bereits Ansätze und Methoden vorhanden, die für queere Perspektiven anschlussfähig sind oder diese explizit nutzen. Zu den anschlussfähigen Perspektiven gehört auch die schon lange bestehende Kritik an Herangehensweisen, die von (potenziell) gewalttätigen, sexistischen und eindimensional-männlichen Jungen oder von in ihrer Männlichkeit verunsicherten und deshalb identitär zu stärkenden Jungen ausgehen. Queere Jungenarbeit weiß um die Existenz problematischer Männlichkeitsbilder und um die Wünsche nach Anerkennung und Zugehörigkeit qua Geschlecht. Aber sie geht auch davon aus, dass unter Jungen vielfach Wünsche nach einer sozialen Praxis jenseits von hegemonialer Männlichkeit oder eindeutiger Geschlechtszugehörigkeit bestehen und ermöglicht diese, ohne ihr ein männliches Label überzustülpen. Sie entwickelt auch ein Gespür für die kleinen queeren Momente und kann diese anerkennen, ohne sie abzuwehren oder unnötig hervorzuheben.

Ist queer (noch) relevant?

Einige Autoren im Feld der Jungenarbeit haben starke Vorbehalte gegenüber queeren Perspektiven geäußert. So formulierten Reinhard Winter und Gunter Neubauer angesichts der aufkommenden Kritik an Jungenarbeit mit queeren Theorien: „Neue Gendertheorien, Konstruktivismusdebatte, Dekonstruktion von Geschlecht, Queers und Transsexualität – schön und gut, anregend und interessant. Aber kann diese Diskursform jugenpädagogische Zugänge erschließen? Interessiert das pubertierende Jungen, Jugendliche in der ersten großen Liebe und selbst entwicklungs-offene Männer wirklich?“ (Winter und Neubauer 2001, S. 12). Ebenfalls gab und gibt es die Sicht, dass queer für sozial benachteiligte Jungen wenig interessant sei, deren Interessen „sich auf einen sicheren Halt einer männlichen Identität richten“ (Sielert 2010, S. 55).

Heute mag man zudem einwenden, ob queere Perspektiven überhaupt noch notwendig sind. Haben die Fernsehsendung „Queen of Drags“, die rechtliche Ermöglichung von Ehe für alle und Dritter Option, die Etablierung von queeren Angeboten in der Jugendhilfe nicht bereits dafür gesorgt, dass Heteronormativität kein Problem mehr ist? Studien und Alltagserfahrungen belegen aber das Gegenteil: Weiterhin gibt es vielfach die Nahelegung oder Höherbewertung von Heterosexualität, eindeutiger Geschlechtlichkeit und souveräner Männlichkeit; weiterhin sind z. B. gleichgeschlechtlich liebende Menschen sowie Inter* und Trans* Personen nicht vor homo- und transfeindlicher Gewalt sicher; weiterhin finden Kinder aus Regenbogenfamilien Bildungsmaterialien, in denen ihre Lebensrealität nicht vorkommt (vgl. Rieske in Vorbereitung). Weiterhin müssen sich Menschen für eine geschlechtsuntypische Berufswahl rechtfertigen; weiterhin müssen homosexuelle Paare viele Anstrengungen unternehmen, um sich tatsächlich gemeinsam um Kinder kümmern zu können (vgl. Riegel 2019); weiterhin begründen rechtsextreme Terrorist(_inn)en ihre Gewalt auch mit einer Ablehnung von Feminismus und egalitärer Vielfalt.

Und zugleich gibt es längst eine queere Praxis unter Jungen – seien es explizite Selbstpositionierungen als trans* oder bisexuell, sei es Kritik an diskriminierenden Äußerungen, seien es fürsorgliche Unterstützungen Anderer – gleichwohl ist zuweilen die Praxis weiter als das Sprechen der Jungen selbst wie auch ihres Umfelds. Ein queerer Diskurs macht Dinge sicht- und sagbar, die vielleicht längst existieren und deren Anerkennung entlasten und erfreuen kann.

Queere Jungenarbeit? Ein Fazit

Eine (auch) queere Jungenarbeit ist möglich. Voraussetzung dafür ist, dass bereits bei der Bestimmung von Zielgruppen und Konzipierung pädagogischer Angebote geschlechts- und sexualitätsbezogene Normen und Hierarchien reflektiert werden und der Versuch unternommen wird, möglichst inklusive Angebote zu schaffen. Ebenso ist es wichtig, die Organisationsebene zu reflektieren. Queer in der Jungenarbeit bedeutet, Jungen in ihren Selbstdefinitionen und Interessen ernst zu nehmen und sie auf keinen Fall in übergriffiger Weise zu hinterfragen. Es geht also darum, ihnen ein durchdachtes Angebot zu machen, das sie ablehnen können – das sie aber auch annehmen können in der Annahme, auf kompetente und reflektierte Gesprächspartner_innen zu treffen.

2. Genderpädagogische Praxis

Gerade für die Kinder- und Jugendhilfe, mit ihrer ausdifferenzierten genderpädagogischen Angebotspalette, der etablierten Förderstruktur und den vernetzten Facharbeitskreisen, hat die politische Strategie Gender Mainstreaming dazu beigetragen, den Blick auf die Themen Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechterrollenflexibilisierung sowohl weiterzuentwickeln und sie zu differenzieren als auch strukturell zu stärken. Zielgruppen der genderpädagogischen Angebote sind Kinder und Jugendliche aller Geschlechter: Mädchen*, Jungen*, LSBTTIQ* - Kinder und Jugendliche in geschlechtshomogenen oder -heterogenen Gruppen. Zielgruppen der Qualifizierungen und Beratungsangebote sind pädagogische Fachkräfte sowie Leitungs- und Führungskräfte von Trägern der Kinder- und Jugendhilfe.

Die genderpädagogische Praxis wird in unterschiedlichsten Settings umgesetzt: Neben den seit Jahren etablierten und sich ständig weiterentwickelnden Arbeitsfeldern der Mädchen*arbeit und der Jungen*arbeit entwickeln sich, vor allem in den letzten Jahren, die gemischtgeschlechtlichen Settings der reflexiven Koedukation und des Crosswork sowie die Angebote einer queeren Pädagogik kontinuierlich weiter.

Intersektionale und herrschaftskritische Kinder- und Jugendarbeit

- Geschlechterreflektierende Pädagogik hat die Aufgabe, Konstruktionsprozesse von Geschlecht zu thematisieren, zu analysieren und Normen von Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren. Ebenso geht es darum strukturelle und individuelle Formen von Gewalt innerhalb von Geschlechterverhältnissen zu benennen und dies zur Grundlage pädagogischen Handelns zu machen. Ziele sind deshalb die Förderung egalitärer, respektvoller (Geschlechter-) Beziehungen, die Solidarität und Gewaltfreiheit vermitteln.
- Ein weiterer Aspekt pädagogischen Handelns besteht in der Entwicklung intersektionaler Perspektiven: Mädchen* und Jungen* wiesen schon immer weitere Gruppenzugehörigkeitsmerkmale auf, wie z.B. einer bestimmten sozialen Schicht anzugehören, eine Migrations- oder Fluchterfahrung oder eine bestimmte sexuelle Orientierung zu haben. Mit den vielfältigen Zugehörigkeitsmerkmalen machen sie unterschiedliche Erfahrungen in der Gesellschaft. Insofern diese gleichwohl als soziale

„Platzanweiser“ gelten, beeinflussen sie erheblich die Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten der Teilhabe von Jungen* und Mädchen* an gesellschaftlichen Prozessen.

■ Für die Praxis der Jungen*arbeit gilt neben der Bewusstwerdung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und gegenseitigen Beeinflussungen, auch die macht- und herrschaftskritische Auseinandersetzung mit Männlichkeitskritik. Gleichzeitig gilt die Förderung eines Bewusstseins, dass Jungesein gleichzeitig Privilegien und Deprivilegien entlang unterschiedlicher Differenzkategorien nach sich ziehen kann. Beispielsweise wenn Jungen* sich aufgrund hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen gegenüber anderen Jungen* und Mädchen* in einer privilegierten Position befinden und gleichzeitig aufgrund ihres gesundheitlichen Zustandes oder ihnen zugeschriebenen sozialen Positionierungen Deprivilegierungserfahrungen machen.

Emanzipatorische Kinder- und Jugendarbeit

■ Kinder- und Jugendarbeit ist im Grundsatz als emanzipatorische Kinder- und Jugendarbeit zu fassen. Ein bestimmendes Strukturelement dieser ist Freiwilligkeit. Freiwilligkeit ist jedoch nur dort auch tatsächlich realisierbar, wo diversitätssensible Möglichkeiten der Partizipation und die Anerkennung von Kindern und Jugendlichen als Expert*innen des eigenen Lebens und ihrer Lebensverhältnisse gegeben sind.

■ Zentrales Ziel ist es den Kindern und Jugendlichen Schutz-, Entlastungs- und Empowerment-Räume anzubieten. Dabei bezieht sich die geschlechterreflektierende Pädagogik stets auf die geschlechtliche und soziokulturelle Vielfalt von Kindern und Jugendlichen, und versucht, diese sichtbar zu machen sowie auf deren gesellschaftliche Anerkennung hinzuwirken.

Kritik an normierter Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität

■ Von zentraler Bedeutung ist die Anerkennung und Wertschätzung der Pluralität sexueller Begehrensformen, vielfältiger und flexibler (Geschlechts)Identitäten und Lebens- und Beziehungsformen.

■ Es gilt essentielle Zuschreibungen über Mädchen*, Jungen*, Lesben, Schwule, Bi, Trans*... kontinuierlich in Frage zu stellen und einen produktiven Umgang mit Unsicherheiten und Irritationen zu finden und folglich die Kategorie Geschlecht möglichst offen zu halten.

■ Wer Jungen*arbeit macht und sich mit queerer Vielfalt auseinandersetzt, sieht sich in der Konsequenz stets mit zentralen Widersprüchen konfrontiert: Der Begriff „Junge“ ist identitär und damit festschreibend und es stellt sich die Frage, ob und inwieweit Jungen*arbeit offen für vielfältige Geschlechter und die Anerkennung aller Geschlechter ist?

■ Jungen*arbeit entwickelt sich. Aktuell stellt sich u.a. die Frage der Neuausrichtung, Konzipierung und Legitimierung im Hinblick auf geschlechtliche und sexuelle Vielfalt.

■ Geschlecht ist Bewältigungsaufgabe und gleichermaßen Bewältigungshandlung, so dass sich in geschlechtlichen Zuweisungen von Kindern und Jugendlichen auch die Sehnsucht dieser nach Sicherheit, Übersichtlichkeit und Fixpunkten in einer komplexen und sich immer schneller verändernden Welt ausdrückt. Jungen*arbeit stellt sich hier der Aufgabe einer geschlechterbezogenen Anerkennung dieser Prozesse und gleichzeitig der Vermittlung von Alternativen zu essentialistischen Geschlechterbildern.

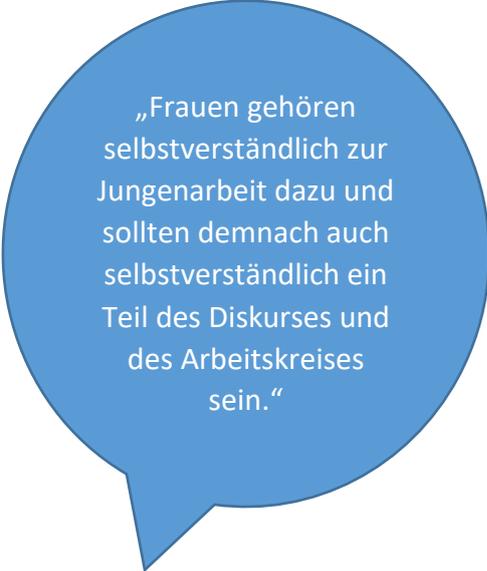
Als eine erste Konsequenz der hier dargestellten fachlichen Herausforderungen hat das Forum Jungenarbeit einen aktualisierten und angepassten Entwurf der Rahmenrichtlinien zur geschlechterreflektierenden Kinder- und Jugendarbeit mit Jungen* entworfen und diesem Bericht zur Beschlussfassung beigefügt.

3. Aktuelle Entwicklungen im Forum Jungenarbeit in Bielefeld

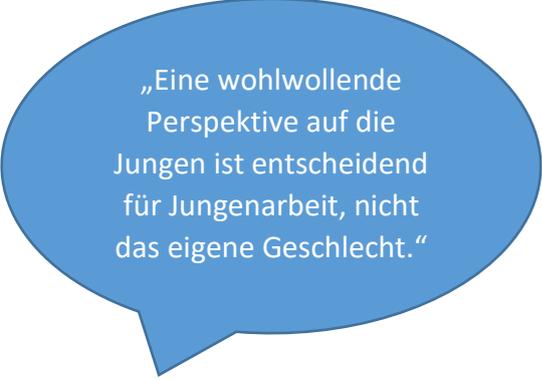
In den letzten Jahren häuften sich im Forum Jungenarbeit Bielefeld die Anfragen nach Methoden und Weiterbildungen im Umgang mit Jungen*. Die Anfragen kamen von außen – mehrheitlich von Frauen* unter anderem im dialogischen Verfahren. Die Frage lag auf der Hand: Warum sind wir eigentlich eine exklusive Männer*runde? Sie landet seitdem immer wieder auf der Tagesordnung der Arbeitskreistreffen. Und es entwickelte sich daraus eine größere, komplexere Fragestellung: Wer macht eigentlich Jungenarbeit?

Diese Frage ist umso bedeutsamer, da es in der Praxis immer mehr Frauen* sind, die mit einer männlich* dominierten Zielgruppe im pädagogischen Kontakt steht.

Nach intensiver Diskussion entschied sich 2022 das Forum Jungenarbeit für eine Öffnung des Forums für alle interessierten Fachkräfte der Jugendförderung. Besonders zwei Argumente waren hier entscheidend und zielführend:



„Frauen gehören selbstverständlich zur Jungenarbeit dazu und sollten demnach auch selbstverständlich ein Teil des Diskurses und des Arbeitskreises sein.“



„Eine wohlwollende Perspektive auf die Jungen ist entscheidend für Jungenarbeit, nicht das eigene Geschlecht.“

Diese Öffnung hat zu einer deutlichen fachlichen Bereicherung des Forums geführt mit regelmäßiger Teilnahme von weiblichen* Fachkräften. Dies erweitert die Perspektiven in der Arbeit mit Jungen* enorm.